Über den
wahrhaften Krieg

Rede
gehalten in der Alberthalle zu Leipzig
am 10. September 1914

von

Wilhelm Wundt

Alfred Kröner Verlag in Leipzig
1914

Der Reinertrag ist der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Krieg Gefallenen bestimmt.

<36637172180015

<36637172180015

Bayer. Staatsbibliothek S

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

[illegible]
[illegible]thek
[illegible]chen

Verehrte Mitbürger!

Im Sommer des Jahres 1813 ſprach Johann Gottlieb Fichte, wenige Monate vor ſeinem Tode, zu ſeinen Zuhörern an der Berliner Hochſchule über ein Thema, das für uns heute, nach hundert Jahren, wieder ſo aktuell geworden iſt, wie ſeitdem niemals. Er ſprach „über den Begriff des wahrhaften Krieges“. Was iſt das Weſen eines wahrhaften Krieges? Wir können von den einzelnen, für uns zum Teil in ein allzu abſtraktes Gewand gekleideten Ausführungen des Philoſophen hier abſehen. Der Kern ſeiner Antwort iſt ebenſo einfach wie klar: ein wahrhafter Krieg iſt derjenige, den ein Volk aufnimmt gegen den Feind, der ihm ſeine Freiheit und Selbſtändigkeit rauben will. Dieſe zwei Worte, Freiheit und Selbſtändigkeit, ſie bergen

freilich einen unendlich viel tieferen Gehalt, als es einer oberflächlichen Betrachtung scheinen könnte. Frei und selbständig ist ein Volk nicht schon dadurch, daß jeder Einzelne innerhalb der Grenzen der Rechtsordnung seines Staates sich frei bewegen, Güter nach eigenem Willen erwerben und verwenden kann, sondern frei und selbständig ist ein Volk, wenn es unbehindert von äußerer Gewalt wie von Neid und Mißgunst anderer Völker, seine Kräfte in den Dienst der allgemeinen menschlichen Kulturarbeit zu stellen und so zu seinem Teile auf den ihm durch Natur und Geschichte angewiesenen Gebieten die Pflichten, die ihm in der Kulturgemeinschaft der Völker auferlegt sind, erfüllen kann. Wo man ihm die Hilfsquellen zu dieser Mitarbeit an den großen Aufgaben der Menschheit zu unterbinden sucht, wo nicht mehr die gerechte Abwägung der Bedürfnisse und Fähigkeiten, sondern der Neid und die Eifersucht seiner Nachbarn die Grenzen bestimmen wollen, in denen es die in ihm liegenden sittlichen Anlagen betätigen kann, da ist seine Freiheit und Selbständigkeit in Gefahr, und sie ist in ungleich höherer Gefahr als da, wo etwa ein vorübergehender Herrscherwille die persönliche Freiheit des Einzelnen beeinträchtigt. Die Personen vergehen, aber die Völker bestehen. Wer die

Nation ſchädigt, wer ihr von der Luft und dem Licht, deren ſie zu ihrem Leben bedarf, nur ſo viel zuteilen will, als die Staatslenker fremder Nationen für gut halten, der iſt ſchlimmer als der ſchlimmſte Deſpot aus eigenem Stamm. Er ſchädigt nicht bloß die Einzelnen und nicht bloß das gegenwärtige Geſchlecht, ſondern ſein Attentat iſt gegen die Exiſtenz der Nation, gegen ihren Beruf in Gegenwart und Zukunft gerichtet, und ein Volk, das mit ſeiner ganzen Kraft, das in allen ſeinen Gliedern, vom Fürſten bis zum Bauern, vom großen Induſtriellen und Kaufmann bis zum geringſten ſeiner Gehilfen und Arbeiter, vom Künſtler und Gelehrten bis zum beſcheidenen Handwerker, ein Volk, das ſich gegen dieſen Angriff wehrt, kämpft einen Kampf nicht um vergänglicher Vorteile willen, es kämpft ihn für alle künftigen Geſchlechter, ja es kämpft ihn — das iſt das Größte und Gewaltigſte an dieſem Völkerkampf — für die Menſchheit und damit ſchließlich ſelbſt für die Völker, die ihm heute als ſeine Feinde gegenüberſtehen. Denn in dieſem großen Weltkrieg ſoll es ſich, ſo Gott will, entſcheiden, ob fernerhin noch ſchnöde Gewinnſucht und diplomatiſches Ränkeſpiel imſtande ſein ſollen, große Völker zu blutigem Ringen aufeinander zu hetzen, oder ob ſolch frevelhaftem Beginnen für eine abſehbare

Zukunft ein Ende gemacht wird. Und so betrachtet, ist das Problem, das durch den gegenwärtigen Krieg gelöst werden soll, doch noch größer, als das der Befreiungskriege vor hundert Jahren. Es ist größer, auch abgesehen davon, daß damals das deutsche Volk nicht bloß allzu unvorbereitet in den Krieg ging, sondern vor allem auch unvorbereitet aus ihm hervorging, so daß es um die Früchte seines Sieges durch eben jene diplomatischen Künste betrogen wurde, denen durch den Sieg, auf den wir hoffen, ein für allemal ein Ziel gesetzt werden soll. Handelte es sich doch damals nur um die Befreiung aus der Zwingherrschaft eines Einzelnen, die, wie alles Tun und Wollen des Einzelnen, als solches von Anfang zur Vergänglichkeit verurteilt war. Heute stehen wir wieder, wie in den Tagen, da die Schlacht bei Leipzig geschlagen wurde, in einem Völkerkampf. Aber es sind nicht die geeinten Völker Europas, die den Herrscherwillen eines Eroberers brechen wollen, sondern dieser Krieg ist ein wirklicher Völkerkrieg. Völker stehen gegen Völker, Deutschland und das ihm durch Kultur und Geschichte eng verbundene Österreich-Ungarn gegen die gesamten übrigen Großmächte Europas, diese zu unserem größten Leidwesen unter der Führung der uns nächstverwandten

engliſchen Nation, deren Staatsmänner dereinſt die Geſchichte als die Haupturheber dieſes nie dageweſenen Weltkrieges brandmarken wird.

Wie anders ſteht es aber auch heute mit dem Siegespreis, um den dieſer Krieg geführt wird, wie anders als vor hundert Jahren! Damals mochte der Deutſche ſich träumen, wenn erſt das Joch der Fremdherrſchaft abgeſchüttelt ſei, ruhig wieder ſeinen Kohl auf eigenem Acker pflanzen, im heimiſchen Verkehr von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, unbekümmert um die Welt außerhalb der Grenzpfähle der deutſchen Gebiete, ein friedliches Leben führen zu können. Hatte doch derſelbe Fichte, der den Kampf gegen den fremden Eroberer als eine heilige Pflicht gepredigt, wenige Jahre zuvor ein Werk über den Staat geſchrieben, in welchem er den in ſich geſchloſſenen, in Wirtſchaft und Verkehr, in Recht und Sitte auf ſich ſelbſt beſchränkten nationalen Staat, deſſen Bürger nur durch den Wetteifer in Kunſt und Wiſſenſchaft in den allgemeinen Weltverkehr eingreifen ſollten, als den idealen Staat der Zukunft geprieſen! Heute ſind ſolche Ideale, in denen das beſchränkte Leben des deutſchen Volkes in jenen Tagen ſich ſpiegelt, für immer zerronnen! In jedem von uns iſt das Bewußtſein lebendig geworden, daß der Einzelne nicht bloß Staatsbürger, ſondern

daß er zugleich Weltbürger ist, freilich nicht Weltbürger in jenem alten Sinne, in dem man uns Deutschen so gern ein Weltbürgertum gönnen wollte, ein Weltbürgertum, das auf allgemein humane Ideale gerichtet sei, hinter denen der Wert des eigenen Volkes und des eigenen Staates als nichtige und vergängliche Dinge zurücktreten sollten. Heute wissen auch wir, daß der wahre Weltbürger vor allem fest gegründet in der eigenen Erde, in dem eigenen Volk und Staat stehen muß, wenn er in der Welt und für die Welt dauernde Werte schaffen will. Denn heute ist das Leben der Völker überall in Handel und Wandel, in Erzeugung und Austausch der materiellen nicht minder wie der geistigen Güter auf den Verkehr der Völker gestellt. Darum stehen heute nicht mehr, wie zur Zeit unserer großen Dichter und Denker der Vergangenheit, bloß die Kunst und die Wissenschaft unter dem Zeichen des Weltverkehrs, sondern Leben und Eigentum, Recht und Sitte, Industrie und Technik, sie wurzeln ebenso wie alle geistigen Schöpfungen in dem Ganzen des nationalen Lebens. Die große Leistung unserer Dichter und Denker der vergangenen Jahrhunderte besteht aber darin, daß sie auf geistigem Gebiet dem deutschen Volk zuerst jene Weltstellung errungen haben, der die andern

Gebiete des Lebens mit der gleichen inneren Notwendigkeit folgen mußten, mit der Denken und Wollen, Geist und Körper zusammengehören. Das haben denn auch ein Kant und Schiller und im tiefsten Grunde seines Herzens der reichste unserer großen Toten, Goethe, vorausgesehen, wenngleich erst die Geschichte das Ziel der deutschen Kultur, wie es uns heute vor Augen steht, in voller Klarheit enthüllen konnte.

Man wird vielleicht sagen, niemand habe bei diesem Krieg der deutschen Nation ihre gegenwärtige Stellung in der Welt streitig machen wollen, und es sei überhaupt, wie so manchmal große Wirkungen aus kleinen Ursachen hervorgehen, so auch dieser furchtbare Weltbrand entstanden, etwa weil sich die serbische Regierung die drohende Sprache der österreichischen Note nach dem Meuchelmord von Serajewo nicht gefallen lassen konnte, und weil Deutschland die Neutralität Belgiens verletzt habe. Oder man meint wohl auch, die wetteifernde Kriegsrüstung der Großmächte habe schließlich den Krieg selber herbeiführen müssen. Als wenn diese Rüstung nicht von seiten unserer Gegner bereits die Vorbereitung zum Kriege, auf unsrer Seite aber eine Schutzmaßregel gewesen wäre, die notwendig war, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollten! Daß die Deutschen den Frieden wollten,

dafür haben der Deutsche Kaiser, die deutsche Regierung und die deutsche Nation so augenfällige Beweise geliefert, daß selbst unsere Feinde diese nicht ableugnen konnten. Sind doch nach zuverlässigen Berichten von den Pariser Gassenjungen bereits Spottlieder auf die Friedensliebe unseres Kaisers gesungen worden! Um so unbegreiflicher ist es, daß man in Unterredungen mit sonst uns wohlwollenden Ausländern, namentlich mit Amerikanern, die freilich ihre politische Weisheit nicht zum geringsten Teil aus englischen Zeitungen schöpfen, dennoch derartige nichtige Argumente hören kann. Gewiß, der Mord von Serajewo mag den Zeitpunkt zum Ausbruch des Krieges bestimmt haben. Ein etwas späterer Termin würde wahrscheinlich unseren Gegnern bequemer gewesen sein. Aber daß dieser Krieg längst geplant war, daß er bei den drei Mächten, die ihre räuberische Verschwörung so überaus bezeichnend ein „herzliches Einverständnis“ nennen, die Isolierung Deutschlands, die Schwächung seiner Macht und — was für den Hauptteilhaber dieser Interessengemeinschaft, für England, die Hauptsache ist, — die Abschneidung Deutschlands vom Weltverkehr, seine Rückverwandlung in einen von dem Willen der drei Verschworenen abhängigen mittleren Kontinentalstaat zum Ziel hatte, daran kann für

jeden, der die Geſchichte der letzten Jahre verfolgt hat, nicht der geringſte Zweifel beſtehen. Wie der franzöſiſche Revanchegedanke, der Neid und die Eiferſucht Englands, der durch den Panſlawismus genährte Großmachtswahn Rußlands in dieſer ungeſunden Miſchung nationaler Inſtinkte zuſammenwirkten, mag hier unerörtert bleiben. Auch dieſe Inſtinkte würden vielleicht nicht zugereicht haben, den Weltbrand zu entzünden, wäre nicht ein Mann geweſen, deſſen Werk allein freilich nicht dieſer Krieg iſt, von dem aber zweifellos der Plan herrührt, nach dem er vorbereitet und ſchließlich ausgeführt wurde. Dieſer Mann iſt nicht Sir Edward Grey. Er iſt bloß der Teſtamentsvollſtrecker und, wie man wohl hinzufügen darf, das untergeordnete Werkzeug des Mannes, der den Krieg mit der ganzen politiſchen Klugheit und zugleich mit der im Leben und Handeln oft bewährten Unberührtheit von ſittlichen Skrupeln irgendwelcher Art vorbereitet hat: König Eduards VII. von England. Sein Wahlſpruch war bekanntlich: „Deutſchland muß eingekreiſt werden.“ Feinde muß es haben ringsum. Sie ſollen es in die Grenzen vor 1870 zurückdrängen, und ſie ſollen es von jener großen Weltbühne der kolonialen Arbeit der Völker ausſperren, auf der das britiſche Weltreich die Herrſchaft führt. Das iſt

der Plan, den Eduard VII. entworfen, und den Edward Grey mit großen und kleinen, meist aber mit kleinen Mitteln durchzusetzen versucht hat von dem Augenblick an, da er im Jahre 1906 die Leitung der auswärtigen Politik des Inselreichs übernahm bis zu dem famosen Vorschlag, mit dem er den gegenwärtigen Krieg einleitete: dem Vorschlag, die Botschafter der Großmächte sollten sich in London versammeln, um zu beraten, wie der Krieg, nachdem er unvermeidlich geworden, dennoch vermieden werden könne, — in Wirklichkeit natürlich, um für die Russen und die Franzosen, die mit ihren Rüstungen wohl noch nicht ganz fertig waren, Zeit zu gewinnen. Die Botschafterkonferenzen, die in den Balkanwirren ihre Unfähigkeit so glänzend bewiesen, sie würden ja ohne Zweifel genau in dem Augenblick unverrichteter Dinge auseinandergegangen sein, wo es dem „herzlichen Einverständnis" der Engländer, Franzosen und Russen beliebt hätte, über uns herzufallen.

Schon zweimal in den vergangenen Jahren war Sir Edward Grey bereit gewesen, das Programm der Einkreisung Deutschlands, zu dessen Vollstreckung er sich berufen glaubte, zu verwirklichen: bei dem Zwischenfall von Agadir und bei den Verhandlungen über die französischen Abtretungen im Kongogebiet. Das eine

Mal hatte die britische Kriegsrüstung versagt, das andere Mal war den Franzosen das Abenteuer bedenklich gewesen. Jetzt schien der Augenblick gekommen, den deutschen Staat in eiserner Umklammerung zu vernichten. In Rußland war das brutale Moskowitertum zur Herrschaft gelangt. In Frankreich war eine Regierung am Ruder, die unter der Führung der Herren Poincaré und Delcassé vor keinem Abenteuer, das sie mit der Gloriole der Revanche zu umgeben versprach, zurückschreckte.

Doch der Hauptschuldige bei der Anfachung dieses Weltbrandes bleibt England. Ohne das Anstiften Englands und ohne das englische Geld und die englische Flotte wäre dieser Krieg mindestens in den Grenzen geblieben, in denen von vornherein eine ehrliche Messung der Kräfte möglich erscheinen konnte. England erst hat ihn zum wirklichen Weltkrieg gemacht, und es hat ihm in der Vernichtung der deutschen Macht, oder — was bei der heutigen Einheit von Staat und Nation dasselbe bedeutet — in der Beseitigung der deutschen Nation aus dem Rat der Völker sein klar erkennbares, durch keine Scheingründe und Phrasen mehr zu verhüllendes Ziel gesetzt. Das ist es, was uns heute mit tiefem Schmerz, aber auch mit gerechtem Zorn gegen dieses uns stammverwandte England er-

füllt, deſſen Verfaſſung wir bis vor kurzem als ein Vorbild bürgerlicher Freiheit betrachtet haben, und deſſen große Dichter und Denker uns heute noch als die unſeren gelten, Blut von unſerem Blute, Geiſt von unſerem Geiſte. Darum, wenn unſer Kaiſer die ihm in früheren Tagen zuteil gewordene Admiralswürde in die Hände des engliſchen Königs zurückgegeben hat, ſo begreifen wir das als einen natürlichen, ja faſt als einen ſelbſtverſtändlichen Ausdruck unſerer eigenen Gefühle. Und nicht minder wird man es verſtehen, wenn zahlreiche deutſche Gelehrte und Künſtler erklärt haben, daß ſie auf die Auszeichnungen und Ehrungen verzichten, die ihnen aus England zuteil geworden ſind.

Würde doch, ſo ſchwer die Verſchuldung ſein mag, die Sir Edward Grey und ſeine Miniſterkollegen auf ſich geladen, dieſer Krieg unmöglich geweſen ſein, hätte nicht das engliſche Volk ihn gebilligt. Denn in England beſteht nicht, wie in dem mit ihm verbündeten Rußland, ein autokratiſches Regiment, ſondern England iſt ein parlamentariſch regiertes Land und, was mehr ſagen will, England iſt ein Land, in dem der freien Meinungsäußerung in Wort oder Schrift keinerlei Schranken auferlegt ſind. Wo ſind aber in England die Männer geweſen, die gegen dieſen Krieg proteſtiert hätten? Wo die,

die ſchon zuvor gegen dieſen Bund eines freien, hoch ziviliſierten Landes mit dem deſpotiſchen und trotz ſeiner großen Dichter barbariſchen Rußland Verwahrung eingelegt hätten? War nicht ſchon ſeit Jahren vorauszuſehen, daß aus dieſer unnatürlichen Allianz nimmermehr etwas Gutes entſtehen könne? Wohl haben ſich eben vor Ausbruch des Krieges einige angeſehene, auch in Deutſchland hochgeſchätzte Gelehrte gegen den Krieg erklärt. Aber was will das halbe Dutzend Profeſſoren, großenteils aus Oxford und Cambridge, gegenüber dem ganzen gebildeten England? Sind ſie doch nur eine verſchwindende Minorität unter ihren eigenen Kollegen. Und wie ſteht es mit den Organen der öffentlichen Meinung, mit den engliſchen Zeitungen? Da er nun einmal ausgebrochen ſei, meinten die „Daily News“, das verhältnismäßig deutſchfreundlichſte der engliſchen Blätter, ſolle der Krieg nur möglichſt raſch durch Vernichtung der deutſchen Flotte zu Ende geführt und dann ein billiger Friede geſchloſſen werden. Ein billiger Friede! Natürlich, wenn die deutſche Flotte vernichtet iſt, dann wird England dieſen Frieden diktieren, und wie er ausfallen würde, kann nach den Geſinnungen der engliſchen Staatsmänner gegen uns nicht zweifelhaft ſein. Wahrlich, dieſes Wohlwollen iſt von der Miß-

gunſt der Herren Grey und Churchill im Effekt kaum verſchieden. Wohl hat es ein Mitglied des engliſchen Miniſteriums gegeben, das dieſen Krieg nicht mitmachen wollte und darum infolge der Kriegserklärung zurücktrat: das war der Miniſter des Innern, der Arbeiterführer John Burns, und kürzlich hat John Burns eine Rede gehalten, in der er Edward Grey als den Urheber des Krieges anklagt, ihn anklagt, er habe die Exiſtenz Englands aufs Spiel geſetzt, denn es ſei ein verblendeter Wahn, wenn er meine, durch dieſes trügeriſche Bündnis mit Frankreich und Rußland jemals Deutſchland vernichten zu können. Aber warum hat John Burns dieſe Rede nicht früher gehalten? Warum erſt jetzt, wo ſich die erhofften Siege der engliſchen Landarmee in ebenſo viele Niederlagen verwandelt haben? Und warum hat er nicht ſchon ſeit Jahren, wie jetzt, gegen das unheilvolle Bündnis mit Rußland proteſtiert? Warum nicht vor Ausbruch des Krieges ſeine Arbeiterſcharen aufgeboten, damit ſie ſich einmütig gegen den Krieg erklären? Er hat es nicht getan, und wenn er es getan hätte, ſo würde ſeine Stimme nur von wenigen gehört worden ſein. Wäre in England wirklich die Stimmung der Bevölkerung oder auch nur der gebildeteren und für die öffentliche Meinung maßgebenden Kreiſe gegen

den Krieg gewesen, kein Einzelner und kein Kabinett hätte gegen diese Stimme des Volkes England in den Krieg stürzen können. Als vor mehreren Jahren die konservative der jetzigen liberalen Regierung den Platz räumte, da war es neben Herrn Winston Churchill, dem gegenwärtigen Flottenminister, Sir Edward Grey, den die Liberalen aus dem vorangegangenen Toryministerium herübernahmen. Dem Auslande und insbesondere Deutschland gegenüber gibt es eben in England keinen Unterschied der Parteien, und hinter dem Parlament steht in diesem Fall auch die Nation in ihrer überwiegenden Mehrheit, so daß die wenigen, die diesem Strom der öffentlichen Meinung widerstreben, nicht wagen, ihre Stimme zu erheben. Einen Mann hat es freilich in England gegeben, der nicht geschwiegen, sondern von Anfang an laut seine Stimme gegen diesen frevelhaften Krieg erhoben hätte, aber dieser Mann, zu dem auch wir Deutsche mit Verehrung aufblicken, weilt nicht mehr unter den Lebenden: Thomas Carlyle.

Das ist es, was diesen Krieg für uns zu einem so schweren und schmerzlichen macht, daß er vor allem ein Krieg gegen das uns stammverwandte und trotz allem, was seit den Tagen Altenglands sich im geistigen Charakter der

Briten, nach unſerer Meinung nicht zu ihrem Vorteil, verändert haben mag, doch auch am meiſten uns Deutſchen geiſtesverwandte England iſt. Was kümmern uns demgegenüber die Belgier, die in ihrer waghalſigen Verblendung dieſen Krieg geführt haben, um vor aller Welt endgültig ihre Exiſtenzunfähigkeit als Staat zu beweiſen? Und wer iſt unter uns, der nicht mit dem ſchönen Frankreich, das in der ungeheuren Mehrheit ſeiner Bevölkerung dieſen Krieg nicht gewollt hat, in den es durch den gewiſſenloſen Ehrgeiz einer Handvoll abenteuernder Politiker geſtürzt worden iſt, aufrichtiges Mitleid empfände? Selbſt mit den bramarbaſierenden Journaliſten, die dieſe ſelbſtverſchuldete Demütigung Frankreichs durch törichtes Schimpfen auf das deutſche Volk wettmachen wollen, werden wir nicht allzu ſtreng ins Gericht gehen. Was verſchlägt es uns, wenn Herr Henri Bergſon, den in Deutſchland kein ernſt zu nehmender Philoſoph jemals ernſt genommen hat, uns Barbaren ſchilt? Wiſſen wir doch, daß dieſer Philoſoph ſeine Gedanken, ſoweit ſie überhaupt etwas taugen, uns Barbaren geſtohlen hat, um ſie dann nachträglich mit dem Flittergold ſeiner Phraſen aufgeputzt als eigene Erfindung in die Welt zu ſchicken. Und nun gar Rußland! Was konnten

wir von einem Staat, der, unfähig die Kultur im eigenen Lande zu fördern, in der Unterdrückung der von ihm unterworfenen Kulturvölker seine Aufgabe erblickt, anderes erwarten, als daß er der Verlockung folgen werde, sich bei der neuen Teilung der Welt, die ihm die beiden westlichen Freunde in Aussicht gestellt, auf Kosten seiner Nachbarn zu beteiligen? Darum, Frankreich, Rußland, sie sind Mitschuldige; doch ihre Schuld ist, wenn man die Verhältnisse dieser Länder und wenn man die Größe der Verführung in Rechnung zieht, die auf sie der englische Plan ausüben mußte, beinahe entschuldbar. England aber ist und bleibt der Hauptschuldige. Den teuflischen Plan zur Vernichtung Deutschlands: England hat ihn entworfen, den ungeheuerlichen Dreierverband der beiden nächst Italien ältesten Länder europäischer Kultur mit dem barbarischen und despotischen Rußland, England hat ihn in die Wege geleitet. Als der Krieg begann, mochte man sich allenfalls noch dem Wahne hingeben, das gebildete England mißbillige diesen Krieg. Der weitere Verlauf hat uns leider gründlich enttäuscht. Abgesehen von jenen wenigen Gelehrten, die infolge persönlicher Beziehungen zu deutschen Freunden unser Vaterland besser kennen, als die ungeheure Mehrheit ihrer Volks-

genoſſen, ſteht das ganze literariſche England gegen uns. Im Vergleich mit den pöbelhaften Schmähungen, in denen ſich Bernhard Shaw, ein auch in Deutſchland vielgeleſener Schriftſteller, ergeht, erſcheinen die „Barbaren“ des Herrn Bergſon beinahe wie eine harmloſe Ungezogenheit. Und in die Poſaune des Herrn Bernhard Shaw ſtoßen neben literariſchen Größen niederen Grades die führenden Dichter Englands, Rudyard Kipling und Robert Bridges, der gegenwärtige Poeta laureatus. Der Titel Barbaren genügt Herrn Kipling nicht, er nennt uns die Hunnen des modernen Europa. Was ſoll man endlich zu den Stimmen aus dem Publikum ſagen, die ſich in den engliſchen Zeitungen vernehmen laſſen, und die in Ratſchlägen, wie man uns am ſchnellſten und gründlichſten vernichten könne, miteinander wetteifern? Und dieſen offenkundigen Tatſachen gegenüber wollen heute noch bisweilen weichherzige deutſche Gemüter von einer Verſöhnung mit England reden, bevor wir mit unſeren beiden anderen Gegnern Abrechnung halten. Als wenn eine dauernde Verſöhnung mit England, wie wir ſie ja alle hoffen, überhaupt möglich wäre, ehe wir dieſes England gezwungen haben, ſeine verderbliche Politik der Einkreiſung Deutſchlands, der deutſchen Nation und der

deutſchen Kultur, ein für allemal zu begraben. Dann erſt, wenn dies geſchehen iſt, wird der Tag gekommen ſein, wo wir wieder daran denken können, Hand in Hand mit einem wiedergeborenen England die großen Aufgaben zu pflegen, die den germaniſchen Völkern in der Welt geſtellt ſind.

Man hat wohl zuweilen einen Widerſpruch darin gefunden, daß der einzelne Engländer, der engliſche Gentleman, wie das alte Beiwort lautet, ein ehrenwerter, zuverläſſiger Charakter iſt, daß aber der Engländer als Nation gerade die Eigenſchaften vermiſſen läßt, die wir an dem Individuum vor andern ſchätzen. Gleichwohl darf man ſagen, dieſer Widerſpruch iſt nicht ſo groß, wie er ſcheint. Findet doch der Geiſt eines Volkes ſchließlich ſeinen treueſten Ausdruck in ſeiner Philoſophie, allerdings nicht in jeder Philoſophie, die ein Land hervorgebracht hat, aber ſicherlich in derjenigen, die in ihm die populäre, die herrſchende geworden iſt. Wir alle blicken zu den großen engliſchen Philoſophen der Vergangenheit mit Ehrfurcht und Dankbarkeit empor. Ein Bacon und Locke, ein Shaftesbury, Berkeley und Hume, wir betrachten ſie als die unſeren, nicht weniger wie uns die großen Naturforſcher und Geſchichtsſchreiber Englands als die unſern gelten. Aber die popu-

läre Philoſophie, die das heutige England beherrſcht, iſt nicht die dieſer Männer. Die Moral, von der England im Grunde ſeines Herzens vom Staatsmann bis zum gänzlich unphiloſophiſchen Geſchäftsmann erfüllt iſt, dieſe Moral iſt die Nützlichkeits- oder, wie man ſie auch mit einem vieldeutigeren Ausdruck nennt, die Wohlfahrtsmoral. Ihr treueſter philoſophiſcher Interpret iſt einer der bedeutendſten Juriſten Englands aus dem vorigen Jahrhundert, Jeremias Bentham. „Jeder tue, was ihm ſelbſt nützlich iſt", ſo lautet das Grundaxiom dieſer Moral. Doch dieſen Satz ſoll man mit der gehörigen Klugheit befolgen, und das tut der, der ihn nur inſoweit anwendet, als es mit den gleichen Intereſſen ſeiner Nebenmenſchen vereinbar iſt. Als dieſe Nebenmenſchen ſind aber zunächſt nur die Engländer gedacht. Für das Verhältnis zu andern Nationen gilt unumſchränkt der andere Grundſatz: „Mein Land iſt meine Welt." Dieſen andern Nationen gegenüber wird daher jener Utilitarismus zum ſchnödeſten, rückſichtsloſeſten Egoismus. Mit dieſem Egoismus behandelt England ſeine Kolonien, namentlich ſoweit dieſe nicht ſelbſt von Engländern bewohnt ſind. Zuerſt und vor allem zu eigenem Vorteil und Gewinn. Wenn nebenbei etwas für die Kultur dieſer Länder abfällt, ſo iſt das beſtenfalls ein glück-

licher Nebenerfolg, im übrigen aber ist es für den echten Briten eine ziemlich gleichgültige Sache. Daß ein Staat, der Kolonien gründet, damit in erster Linie große humane Pflichten auf sich nimmt, davon ist nur selten die Rede. Und noch ein andrer Satz der Lehre Jeremias Benthams ist auch für die internationale Politik Englands bezeichnend. Glücksgüter zu erwerben und zu bewahren, das ist nach der Lehre des englischen Utilitariers das verborgene oder offen eingestandene Ziel alles menschlichen Strebens. Aber welches unter mehreren Gütern man vorziehen soll, wenn die Wahl freisteht, das ist, sagt Bentham, eine schwierige Frage, die sich mit einiger Sicherheit nur entscheiden läßt, wenn man das allgemeine Tauschmittel der Güter, das Geld, zum Maßstabe nimmt. Das Gut, das mehr Geld kostet, ist das höhere Gut. Diesen Grundsatz teilen zwar keineswegs alle utilitarischen Philosophen Englands, aber der Dutzendengländer lebt nach diesem Rezept, und offenbar teilt ihn auch die englische Regierung, wenn sie, wie jetzt in den Zeitungen berichtet wird, nach dem Vorschlag des Lord Kitchener den Lohn ihrer Soldtruppen erhöhen will, um deren Patriotismus zu steigern. Wir Deutsche kennen keine Soldtruppen, sondern unsere Söhne und Brüder, unser Volk selbst führt diesen uns

aufgezwungenen Krieg, und wir führen ihn nicht, wie die Briten, als ein Handelsgeschäft, ernsthafter als ein gewöhnliches, aber aus denselben eigennützigen Motiven wie dieses. Wir führen ihn nicht, um einen Konkurrenten auf dem Weltmarkt aus dem Felde zu schlagen, sondern um uns gegen einen Überfall zu wehren, der uns den Weg zur Erfüllung unserer nationalen Aufgaben abschneiden will. Darum ist dieser Krieg im vollsten Sinne jenes Wortes, das dereinst im Sturm der Befreiungskriege, die wir heute als das Vorspiel dieses gewaltigen Völkerkampfes erkennen, Fichte geprägt, ein wahrhafter Krieg, denn er ist, wenn wir nicht uns selbst aufgeben wollen, ein notwendiger und, weil er unsere höchste Pflicht in sich schließt, ein heiliger Krieg.

Ein deutscher Philosoph, zugleich ein schlichter Mann aus dem Volke, ein Mann freilich, der kein Utilitarier, sondern, wie die meisten deutschen Philosophen, ein Idealist gewesen ist, Jakob Böhme, der Schuster aus Görlitz, hat jedoch schon vor dreihundert Jahren ein Wort gesprochen, das auch auf diesen Krieg seine Anwendung findet. „Jedes Ding", sagt Jakob Böhme, „hat sein Gegenteil neben sich: das Licht die Finsternis, das Gute das Böse, und darum ist das Böse dazu bestimmt, daß es zum

Guten ſich wende.“ Das Wort gilt auch für den wahrhaften Krieg. Auch er hat neben ſich den unwahren, den trügeriſchen und lügenhaften Krieg, den Krieg, den ein Volk nicht zur Rettung ſeiner Exiſtenz führt, ſondern der aus Eroberungsſucht, aus Rache geführt wird, oder in dem ein Volk über ein anderes herfällt, weil es ihm ſeine friedlich errungenen Erfolge mißgönnt und ihm die Hilfsquellen ſeines Mitwirkens an der Kulturarbeit der Nationen unterbinden will. Und hier liegt es nun im Weſen des wahrhaften Krieges, eben weil er ſelbſt nur die Abwehr fremder Vergewaltigung zum Zweck hat, daß er auf der Seite derer, die dieſe Vergewaltigung ausüben wollen, ein unwahrer Krieg iſt. In der Tat, welcher Krieg könnte mehr als der, der von unſeren Feinden gegen uns geführt wird, alle Merkmale eines unwahren, eines lügenhaften Kriegs, eines Überfalls, der ſeinem Weſen nach überhaupt kein Krieg iſt, an ſich tragen? Lüge von Anfang an! Lüge die Intervention Rußlands für Serbien, hinter der ſich die zum Überfall bereite Rüſtung gegen Öſterreich und Deutſchland verbirgt! Lüge der engliſche Proteſt gegen die Verletzung der Neutralität Belgiens, einer Neutralität, die in Wahrheit von den mit Belgien konſpirierenden Franzoſen und den Engländern ſelbſt, die eine Landung auf

belgiſchem Gebiet geplant haben, längſt verletzt iſt! Lüge die von England vorgeſchlagene Friedenskonferenz der Botſchafter in London, die nur eine Maßregel zum Zweck der ſichereren Vorbereitung für den geplanten Überfall iſt! Und, wenn wir weiter zurückgehen, Lüge die ganze „Entente cordiale“, dieſes herzliche Einvernehmen, das angeblich den Frieden ſichern, in Wirklichkeit aber den Weltkrieg vorbereiten ſoll! Denn auf welcher andern Grundlage als dieſer könnte auch ein Bündnis zwiſchen Staaten möglich ſein, die nach Kultur und Geſchichte natürliche Gegner ſind? Zu allen dieſen Lügen bilden die lügenhaften Berichte über franzöſiſche und ruſſiſche Siege und über angebliche Gewalttaten, die unſeren wackeren Kriegern aufgebürdet werden, nur die angemeſſene Randverzierung.

Doch was wollen alle dieſe Lügen gegen die Tücke ſagen, mit der der engliſche Löwe, der in dieſem Fall ſeine Zugehörigkeit zum Katzengeſchlecht allzu deutlich zu erkennen gab, die Japaner auf uns hetzte! Oder ſollte jemand heute noch des naiven Glaubens ſein, die Ankündigung dieſes räuberiſchen Überfalls ſei aus dem eigenen Antrieb dieſer geſchickten und betriebſamen Raſſe erfolgt, die uns Deutſchen einen guten Teil ihrer raſch erworbenen Kultur ver-

dankt? Wir akademiſchen Lehrer haben die überzeugenden Beweiſe für das Gegenteil in Händen. Wir kennen ſie, dieſe freundlich lächelnden Bewohner des fernen Inſelreichs, die ſelten verſäumten, uns am Schluß des Semeſters ihrer Dankbarkeit zu verſichern. Diesmal kam es anders. Keiner der kleinen Herren ließ ſich ſehen. Sie empfahlen ſich „auf franzöſiſch“, wie man zu ſagen pflegt. Einer nach dem andern verſchwand ſpurlos gegen den Schluß des Semeſters, tagelang bevor England an Deutſchland den Krieg erklärt hatte. Sie folgten offenbar einer geheimen Weiſung ihrer Regierung, manche mit Zurücklaſſung einiger Schulden. Sie dachten wohl: was wollen neben der großen Schuld, die unſer Vaterland gegen die Deutſchen auf ſich lädt, die kleinen Schulden beſagen, die wir bei unſern deutſchen Hauswirten zurücklaſſen? Nein, dieſer Überfall der Japaner war kein von ihnen ſelbſt erſonnener Flibuſtierſtreich, ſondern der Regiſſeur an der Themſe, Sir Edward Grey, hatte zu der großen Völkertragödie, die er in Szene ſetzte, auch dieſes Satyrſpiel inſzeniert.

Doch ſelbſt dieſe heimtückiſche Tat verſchwindet ſchließlich gegen die allen Geſetzen der Humanität nicht nur, ſondern allen von den ziviliſierten Nationen anerkannten Geſetzen des Völkerrechts im Kriege ſpottende Art, wie unſere

Feinde, und unter ihnen allen voran England dieſen Krieg führen. Schweigen wir von den Greueln der Belgier, die zum Teil wenigſtens auf die beſtialiſche Wut Einzelner zurückgeführt werden mögen, wenn auch Anzeichen genug dafür vorhanden ſind, daß die Mörder im bürgerlichen Rock mit ihrer Regierung und Heerführung konſpirieren. Schweigen wir von den Mißhandlungen der Deutſchen und Öſterreicher in Frankreich. Schlimmer iſt es, wie der engliſche Staat dieſen Krieg führt. Seit Hugo de Grot im Jahre 1625 ſein berühmtes Werk über das Recht des Krieges und des Friedens ſchrieb, iſt der Satz, daß der Krieg kein rechtloſer Zuſtand ſein darf, ſondern daß er ſo gut wie der Friede ſeine feſte Rechtsordnung hat, zu einem oft genug durch beſondere Verträge noch ausdrücklich geſicherten Axiom für alle Kulturvölker geworden. Dieſes Recht des Krieges iſt ein ſtrengeres als das des Friedens, aber ſeinem Weſen nach iſt es kein anderes: denn wenn es die unvermeidlichen Schrecken des Krieges ſo viel als möglich in die notwendigen Grenzen einſchränken will, ſo iſt es von demſelben Geiſt der Humanität geleitet wie alles Recht. Aber was gilt dem heutigen England die Humanität, außer wo ſie ihm Nutzen bringt! Das Kriegsrecht verbietet Gewalttätigkeiten gegen neutrale Schiffe und gegen neutrale Häfen.

Englische Kriegsschiffe überfallen unbekümmert um diese Regel neutrale, um sie nach Deutschen zu durchsuchen. Sie vernichten deutsche Schiffe, die in neutralen Häfen geankert haben, und der englische Flottenminister belobt sie wegen dieser Heldentaten. Die bekannte, zwischen allen zivilisierten Staaten geschlossene Genfer Konvention verbietet ausdrücklich die Benutzung der sogenannten Dum-Dum-Geschosse, weil sie nicht bloß, wie die gewöhnliche Kugel, den Soldaten außer Gefecht setzen, sondern ohne Not schmerzhafte und lebensgefährliche Verwundungen verursachen: England und Frankreich benutzen diese Geschosse, deren Verbot sie selbst zugestimmt haben. Der Krieg soll nur zwischen den anerkannten militärischen Mächten, nicht zwischen den im Kriege waffenlosen Bürgern geführt werden. Die englische Regierung boykottiert nicht nur deutsche Geschäftsfirmen, sie boykottiert auch solche, die nur einen einzigen Deutschen als Teilhaber führen, welchem Lande immer solche Geschäftshäuser angehören mögen. England führt also diesen Krieg gegen jeden einzelnen Deutschen. England, das stammverwandte germanische Land, tut alles, um ihn in einen Rassenkampf zu verwandeln. Damit ist England mindestens für diesen Krieg aus der Reihe der zivilisierten Staaten ausgeschieden, und mit ihm

wetteifern ſeine Verbündeten, ſoweit es in ihren Kräften ſteht. Nein, dieſer Krieg iſt auf der Seite unſerer Feinde kein wahrhafter Krieg, denn er iſt überhaupt kein Krieg, da auch der Krieg ſeine Rechte und ſeine Geſetze hat. Er iſt ein ehrloſer räuberiſcher Überfall, deſſen Mittel Mord, Piraterie und Flibuſtiertum ſind, nicht der offene, ehrliche Kampf mit den Waffen.

Mancher von uns hat ſich wohl ſchon in dieſen Tagen die bange Frage geſtellt, ob es uns gelingen werde, den Feind niederzuwerfen, der ſich dieſer Mittel bedient und dabei die Übermacht auf ſeiner Seite hat. Lehrt uns doch oft genug die Erfahrung, daß nicht immer das Recht über das Unrecht obſiegt. Doch auf dieſe Frage mag uns derſelbe Engländer John Burns die Antwort geben, der in dieſen Tagen dem Miniſter Edward Grey die Folgen ſeines Tuns vor Augen geführt hat. Ein Volk, das ſo einmütig wie das deutſche, ſo ohne Unterſchied der Parteien und der ſonſtigen Überzeugungen für ſein Recht einſteht, und das ſeine Leiſtungsfähigkeit im Krieg und im Frieden ſo wie das deutſche bewährt hat, ein ſolches Volk kann wohl einmal vorübergehend eine Niederlage erleiden, aber es kann nicht beſiegt werden. Von jeder Niederlage wird es mit erneuter Kraft ſich erheben, bis es den Feind niedergezwungen hat. Und dieſem

mahnenden Wort des Briten müſſen wir noch ein anderes hinzufügen. Der Soldat im Felde darf überhaupt nicht an die Möglichkeit einer Niederlage denken. Ihm muß der Sieg und nur der Sieg vor Augen ſtehen, wenn er wirklich ſiegen ſoll. Daß unſere Krieger von dieſem Geiſte beſeelt ſind, das ſehen und erleben wir täglich, wenn wir ſie an uns vorüberziehen ſehen, oder wenn wir von ihrem raſtloſen Vorgehen von Sieg zu Sieg hören. Aber von demſelben Geiſte müſſen auch wir, die im Frieden Zurückgebliebenen, erfüllt ſein. Wir werden ſiegen, denn wir müſſen ſiegen. Nicht die unerſchöpflich ſcheinenden ruſſiſchen Horden, nicht die ſeegewaltigen engliſchen Schiffe dürfen uns ſchrecken. Als im Jahre 1899 auf Anregung des Zaren, des ſogenannten Friedenszaren, die erſte Haager Friedenskonferenz tagte, da kam auch die Frage zur Verhandlung, ob die Verwendung von Luftfahrzeugen im Kriege völkerrechtlich geſtattet ſein ſolle. Die Vertreter der übrigen Staaten waren geneigt, einem Verbot zuzuſtimmen, England widerſprach, und diesmal ſicherlich mit Recht. Denn das Luftſchiff bedient ſich keiner Kriegsmittel, die weſentlich verſchieden wären von denen, die im Land- oder Seekrieg angewandt werden. Im Gegenteil, es iſt inſofern ein humanes Mittel der Kriegführung,

als es zur Abkürzung der Kriege wesentlich beitragen kann. Freilich hat England zu jener Zeit, in der die Erfolge der Erfindung unseres wackeren Zeppelin noch in ungewisser Zukunft lagen, schwerlich hieran gedacht. Es wollte sich aber auch hier den möglichen Nutzen eines solchen Mittels nicht entgehen lassen. Es mochte denken, das Land, dem die größte Seeflotte zur Verfügung stehe, werde selbstverständlich auch über die beste Luftflotte verfügen, wenn es jemals eine solche geben sollte. Die Dinge sind anders gekommen, wie uns allen bekannt ist. Auch heute noch hat England die Übermacht auf dem Wasser. Aber wir vertrauen auf den Heldenmut unserer Flotte, die von Begierde brennt, endlich auf offener See den Wettkampf mit der englischen aufzunehmen, und wir vertrauen darauf, daß zu Wasser und zu Land die Übermacht allein nicht den Sieg entscheidet. Doch auch darauf vertrauen wir, daß die nächste Seeschlacht — um das vorauszusagen, braucht man kein Prophet zu sein — gleichzeitig auf dem Wasser und in der Luft geschlagen wird. Wo ist aber die englische Luftflotte? Vielleicht, wenn in Tagen oder in Wochen die Bomben unserer Zeppeline auf die englischen Dreadnoughts heruntersausen, dann mögen sich die englischen Staatsmänner im Rückblick auf die erste Haager Konferenz, auf der sich England die Be-

nutzung von Luftschiffen reserviert hat, an das gute alte Sprichwort erinnern: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!

Wenn wir so im festen Vertrauen auf unsere Stärke und auf unsere gute Sache dem Ende dieses schweren, uns aufgezwungenen Kampfes entgegensehen und einen andern Ausgang als den Sieg, und zwar nicht einen halben, sondern den vollen Sieg über unsere Feinde nicht in unseren Gedanken aufkommen lassen, so drängt sich uns nun aber unabweisbar die Frage auf: was soll das Ziel dieses für uns siegreichen Kampfes sein? Jede menschliche Handlung muß ja einen Zweck haben, über den sich der Handelnde vor dem Ausgang schon deutliche Rechenschaft geben muß. Wie viel mehr fordert eine solche fast übermenschliche Anstrengung, wie sie uns jetzt aufgebürdet ist, zu der Frage heraus: was soll das Ziel dieses Krieges sein? Daß es damit nicht getan sein darf, die Feinde abzuwehren, mit der Aussicht, daß sie ein zweites Mal, wenn sie sich besser gerüstet glauben, wieder über uns herfallen, darüber ist unter uns wohl alle Welt einig. Aber daß auch die Millionen und Milliarden, die wir uns für die Not und das Elend dieser Wochen als Kriegsentschädigung zahlen lassen, nur eine nebensächliche Rolle spielen können, versteht sich von

ſelbſt. Ein Verluſt an Gut und Leben, wie ihn ein ſolcher Krieg mit ſich bringt, iſt ja überhaupt nicht mit Geld zu bezahlen, und eine Geldſühne allein vermöchte einen neuen Angriff beſtenfalls zu verzögern, nicht unmöglich zu machen. Auch hat ja der Krieg von 1870 jedem von uns, der ſeine nächſten Folgen erlebt hat, deutlich genug die Lehre eingeprägt, daß ein allzu reichlicher Zuſtrom von Gold, wenn nicht gleichzeitig die Wege zu deſſen fruchtbarer Verwertung eröffnet werden, ein zweifelhafter Segen iſt. Solche Wege können ſich aber uns allein eröffnen durch die Erweiterung unſeres kolonialen Beſitzes. Hier hat uns England den Weg gezeigt: gleich zu Beginn des Krieges hat es uns das ſchutzloſe Togo weggenommen. Dazu hat es ſich neuerdings auch noch, ohne Schwertſtreich natürlich, unſeres ſamoaniſchen Beſitzes bemächtigt. Eine definitive Eroberung kann natürlich dieſer billige Raub nicht genannt werden. Aber er iſt eine ſymboliſche Handlung, der uns das in Ausſicht ſtellt, was geſchehen würde, wenn England ſiegte: England würde uns alle unſere Kolonien wegnehmen. Das würde eine notwendige Konſequenz des Programms der Einkreiſung Deutſchlands ſein. Was es etwa außerdem noch für ſich und ſeine Bundesgenoſſen begehrte, wollen wir auf ſich beruhen

lassen. Auch wollen wir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Wer möchte nicht wünschen, daß das bemitleidenswerte, von einigen gewissenlosen Politikern irregeführte Frankreich im Frieden schonend behandelt werde. Nur an dem einen wird im Interesse des europäischen Friedens festzuhalten sein: der Revanchegedanke muß den Franzosen für immer unmöglich gemacht werden. Von England freilich wird es wohl heißen: wem viel gegeben ist, von dem kann man viel fordern. England trägt außerdem für einen kleinen Inselstaat allzu schwer an seinem kolonialen Besitz. Es wird uns reichlich zahlen müssen von dem, was es zu viel hat, wenn aus diesem Krieg eine gerechte Verteilung der kolonialen Kulturarbeit der Nationen hervorgehen soll. Im übrigen können wir Großbritannien jener weiteren Entwicklung seiner Kolonialmacht überlassen, die John Burns, der als ehemaliger Minister Englands Zustände kennen muß, in Aussicht gestellt hat. Am klarsten aber ist uns das Ziel dieses Krieges gegenüber dem dritten unserer drei verbündeten Feinde vorgezeichnet. Seit Peter dem Großen hat Rußland seine Aufgabe darin gesehen, seinen barbarischen Ländern die westeuropäische Kultur zu bringen, und es hat diese Aufgabe wesentlich mit deutscher Hilfe zu lösen gesucht.

Deutſche Staatsmänner haben zu einem großen Teil ſeine Politik geleitet. Deutſche Offiziere haben ſeine Heere ausgebildet. Was es in der Wiſſenſchaft geleiſtet hat, verdankt es zumeiſt deutſchen Gelehrten. Die Petersburger Akademie iſt bis vor nicht langer Zeit eine deutſche Akademie, die deutſche Univerſität Dorpat iſt die bedeutendſte Bildungsſtätte Rußlands geweſen. Im Laufe der letzten Jahrzehnte iſt Rußland mehr und mehr dieſer großen Aufgabe, die ihm die Geſchichte geſtellt, untreu geworden. Unter dem verblendenden Einfluß der panſlawiſtiſchen Idee hat ſie ſich in ihr völliges Gegenteil verwandelt. Nicht die Kultivierung ſeiner barbariſchen Lande, ſondern die Barbariſierung der Kulturländer, die es ſich unterworfen, hat Rußland heute auf ſeine Fahne geſchrieben. Es hat die ſeinem Reiche einverleibten polniſchen Provinzen derart geknechtet, daß der Zuſtand Ruſſiſch-Polens in Friedenszeiten ein fortdauernder Belagerungszuſtand iſt. Mit eiſerner Fauſt hat es die Ruſſifizierung ſeiner deutſchen Oſtſeeprovinzen durchzuſetzen geſucht. Die deutſche Sprache, die deutſche Kultur will es mit Gewalt ausrotten, die deutſche Univerſität Dorpat hat es in eine ruſſiſche verwandelt. Sogar den Namen hat man ihr genommen: Juriew wird ſie genannt, zum Zeichen,

daß dasselbe Deutschtum, dem Rußland seine Kultur verdankt, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden soll. Und wie hat dieses Moskowitertum erst Finnland behandelt! Den Eid, den es auf die finnische Verfassung beschworen, hat es gebrochen, russische Gouverneure regieren das Land, dessen gewaltsame Russifizierung nur noch eine Frage der Zeit ist. Was das siegreiche Rußland Europa bringen würde, das ist so furchtbar, daß wir nur mit Schauder den Blick von einem solchen Ende abwenden können. Um so klarer muß uns das Ziel vor Augen stehen, das dem Sieg über Rußland gesetzt ist, wenn er die Ströme von Blut aufwiegen soll, die für ihn vergossen worden sind. Das heutige Russisch-Polen wird in der Vereinigung mit den deutschen und den andern slawischen Ländern Österreichs den Schutz und die Freiheit finden, die die österreichisch-ungarische Monarchie allen unter ihrem Szepter vereinigten Nationen zuteil werden läßt, und die in diesem Kriege alle unter Österreichs Fahne zum begeisterten Kampf gegen Rußland mit den Deutschen verbundenen Slawen dankbar bezeugen. Die deutschen Balten, denen Rußland ihre Verdienste so schnöde gelohnt hat, werden als gerechte Sühne für die Mißhandlung, die sie erfahren, dem deutschen Mutterlande, dem das Herz der Besten

unter ihnen allezeit treu geblieben ist, wieder zugeführt werden. Daß wir diesen Krieg nicht bloß für unsere eigene Existenz als Nation, sondern daß wir ihn für die Menschheit geführt, das aber soll sich endlich darin bewähren, daß wir als Morgengabe dem neuen, in Frieden geeinten Europa das aus der unmenschlichen Bedrückung des eidbrüchigen Rußland befreite Finnland darbringen. Nicht für uns werden wir dieses Land begehren. Aber es sich selbst, seiner eigenen freien Selbstbestimmung wiederzugeben, darin soll es sich zeigen, daß dieser Krieg von unserer Seite ein gerechter, daß er ein wahrhafter Krieg ist.

Doch auch darin, und darin vor allem soll die Geschichte diesen Krieg als einen wahrhaften und heiligen im Gedächtnis bewahren, daß sie ihn dereinst als eine Tat preist, die den Frieden der Welt für absehbare Zeit dauernd gesichert habe. Daß das Deutsche Reich und die österreichische Monarchie nach diesem in treuer Waffenbrüderschaft geführten Krieg durch festere Bande als durch eine dem Zufall politischer Konstellationen preisgegebene Allianz aneinander gekettet werden, darauf werden wir als auf die bleibendste Frucht unseres Sieges zuversichtlich vertrauen dürfen. Solch dauernden Frieden zu schaffen, dazu kann nicht ein ein-

zelner Staat, dazu wird aber die aus dieſem Kriege ſich erhebende mitteleuropäiſche Föderation berufen ſein, die für das europäiſche Feſtland dasſelbe bedeutet, was für die Welt jenſeits des Atlantiſchen Ozeans die nordamerikaniſche Union. Und darin liegt zugleich die tiefere Bedeutung der Verbindung, die ſeit Jahren ſchon zwiſchen Deutſchland und Nordamerika ſich anbahnt. Der Welt den Frieden zu erhalten, um die Güter der Kultur zu pflegen und über die Erde zu verbreiten, das wird die Miſſion der beiden Völkerverbände diesſeits wie jenſeits des Meeres ſein. Doch in dieſer Aufgabe liegt für uns zugleich eine ſchwere Pflicht, deren wir im Augenblick des Sieges wie nach ihm eingedenk ſein ſollen. Uns Deutſchen iſt es nicht gegeben, die Hände müßig in den Schoß zu legen oder uns dem Genuß von Glücksgütern hinzugeben, die wir uns nicht redlich ſelbſt verdienen. Die friedliche Arbeit iſt das Element, in dem wir leben. Je mächtiger unſer Staat wird, je reichere Hilfsquellen dadurch auch dem einzelnen zu friedlicher Arbeit ſich eröffnen, um ſo größer werden auch die Pflichten ſein, die nicht nur unſerem Staat, ſondern die uns allen auferlegt ſind, damit unſer Volk in der Mitarbeit an den großen Gütern der menſchlichen Kultur die führende Stellung gewinne

und bewahre, die ihm gebührt. Darum laſſen Sie uns in dieſen ernſten Stunden und weit über ſie hinaus der Mahnung unſeres Kant eingedenk ſein: Das Höchſte für den Menſchen iſt die Pflicht, und das größte unter den Gütern der Welt iſt der ſittliche Wille!